Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 67 (1958)
Heft: 7

Artikel: Verlassenes Dorf
Autor: Ihlenfeld, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975302

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herrin. Ab und zu klopft einer an die Tür ihres Stübchens. Wie sie sich dann freut und fragt und wieder fragt und sich erzählen lässt! Von jedem will sie wissen, wie es ihm gehe, aber auch von jedem Baum, von jedem Gesträuch, von jedem Rosenstock, den sie noch selbst gepflanzt. Dankbar nimmt sie die bescheidenen Gaben jener entgegen, die sie früher in reichen Massen selbst beschenkt hatte. Und das ist ihr grösster Schmerz, dass sie fortan nicht mehr imstande ist, etwas zu verschenken.

Wie Frau Lisa, Frau Agnes, wie Frau Maria, wie der Bauer Johann und der frühere Müller Kaspar leben in Oesterreich noch viele greise Menschen in Not, die wir mit einer Patenschaft zu lindern vermöchten. Dürfen wir uns da lange besinnen?

VERLASSENES DORF

Von Kurt Ihlenfeld

Wir Schweizer bedürfen lebhafter Einfühlungsgabe, um die Atmosphäre der Angst, des zermürbenden Ungewissen, der Spannung zwischen Hoffnung und Verzweiflung in einem Dorf, das unmittelbar vom Feinde bedroht wird, nachzuempfinden. In der meisterhaften Erzählung «Wintergewitter», im Eckart-Verlag Witten und Berlin herausgekommen, zeichnet Kurt Ihlenfeld das Leben der einzelnen Bewohner eines schlesischen Dorfes in Erwartung des Schrecklichen und Unausweichlichen kurz vor der Flucht in menschlich schlichter, lebenswahrer, packender Weise. Eine kurze Leseprobe mag für das aussergewöhnliche Buch sprechen und den Leser anregen, das ganze Werk zu lesen, das in Sprache und Stil neben die besten modernen Bücher gestellt werden darf. Unsere Leseprobe führt uns, in verschiedenen Abschnitten, durch ein vor wenigen Stunden verlassenes Dorf, in das, gegen Mittag, fünf deutsche Soldaten in einem Panzerwagen einfahren, um sich dort, vor der Weiterfahrt an die Oder, wo gekämpft wird, einige Stunden auszuruhen und die Deckung der Nacht abzuwarten. Einige wenige Menschen sind im Dorf zurückgeblieben: alte oder kranke oder behinderte Menschen. Die Geflüchteten, die gehofft hatten, bald wieder heimkehren zu können, haben ihr Dorf, ihre heimatliche Erde nie mehr gesehen. Sie haben jahrelang die Flüchtlingslager Westdeutschlands bevölkert, und auch heute noch leben viele, besonders die alleinstehenden alten Menschen, in Not.

Die Redaktion

Mondschütz — das ist der Name des Dorfes, wohin sie befohlen sind. Mondschütz — mit schwarzer Schrift steht der Name auf der gelben Tafel geschrieben, die kurz vor der Einfahrt ins Dorf, rechter Hand, in einen Schneehügel gerammt ist. Fast genau um die Mittagsstunde erreicht der Wagen den Dorfrand...

Die Soldaten hatten Zeit, sich auszuruhen oder umherzugehen. Sie brauchten nicht erst anzuklopfen, wenn sie in ein Haus wollten, es war niemand da, der sie hereingerufen, der ihnen geöffnet hätte. Mittag war vorüber — die Glocken hatten geschwiegen. Eine Kirche war da, der Weg zu ihr war verschneit, die Gräber auf dem Friedhof kaum noch als Hügel erkennbar. Ein verlassenes Dorf — ein totes Dorf...

Die offenen Häuser und Höfe sind gewissermassen ein stummer Appell an die Anständigkeit derer, die sich vorübergehend darin aufhalten. An einem Hoftor hatten sie sogar einen Zettel gefunden mit einer Aufschrift, worin der Besitzer darum bat, man möge schonsam mit seinem Hab und Gut umgehen. Wir kommen wieder! hatte er zum Schluss geschrieben und die Worte dick unterstrichen... Das hatte ihnen Eindruck gemacht. Sie rührten nichts an. In den Küchen stiessen sie auf die frischen Spuren von eiligen Schlachtungen. Sie fanden in Töpfen und Schüsseln halb gargekochtes, halb angebratenes Fleisch, Eingemachtes stand umher, Hühner gackerten, sie sahen die Eier im Stroh liegen...

Lässt jemand sein Haus so unbestellt, der nicht wiederkommen will? Sie sprachen mit einigen Leuten vom Dominium, die nicht geflohen waren. Die gingen umher, als ob sie auch schon gar nicht mehr

zu Hause wären im eigenen Dorf, als ob sie nicht recht wüssten, wohin sie gehörten. Sie waren gegenüber den Soldaten nicht sehr gesprächig, vielleicht lastete die Verantwortung auf ihnen, die sie für das Vieh auf sich genommen hatten, vielleicht auch die Furcht, es möchte sehr bald die Reihe auch an sie kommen, und die Beklemmung des Alleinseins. Sie fragten die Soldaten, ob sie noch an eine Wendung zum Guten glaubten. Die Soldaten zuckten die Achseln, sie wollten sie nicht noch mehr erschrecken ... Bekümmert gingen die Leute in ihre Häuser zurück. Die Stille lastete auf dem vereinsamten Dorf, über das der Schnee, der freilich gegen Mittag nachgelassen hatte, sein schönes glänzendes Tuch gebreitet hielt. Kaum sah man Spuren von Menschentritten in dem frisch gefallenen Weiss. Oben in den Kronen der Akazien und Linden, in der Nähe der Kirche, lärmten misstönig die Krähen. Ab und zu riss das graue Gewölk, ein Stückchen Blau wurde sichtbar, sogar ein paar Sonnenstrahlen verirrten sich hierhin und dorthin ...

Die fünf Männer waren in Mondschütz eingetroffen, als das Leben, als die Seele des Dorfes soeben entwichen war. In den Häusern hing noch der Geruch des für die Wanderung bereiteten Fleisches und Brotes. Die Betten lagen aufgedeckt, und auf den Kissen war der Abdruck der menschlichen Körper zu sehen. Aus den Kommoden und Tischen starrten die Schubladen, in denen die Abschiednehmenden gewühlt hatten. Die Stühle standen umher, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn sich Gäste zum Aufbruch erhoben haben. Im Herde schwelte ein Rest von Glut. Feuchte Handtücher lagen umher, Windeln und Strümpfe, und in den Schlafkammern war die Luft verdorben ...

Ein altes Jüngferchen, die Anna ist im Dorf geblieben. Wegen der Toten, sagt sie, um die muss sich doch auch jemand kümmern. Als sie dann durchs Fenster sah, wie die Wagen der Fliehenden plötzlich anrückten und einer nach dem andern sich in Bewegung setzte, und auch die Leute, die sie doch alle kannte, jeden einzelnen, sie war doch in ihren Häusern ein- und ausgegangen, sie hatte die Kranken gepflegt, sie hatte geschneidert, sie hatte die Kinder besorgt, sie hatte Botengänge gemacht — da war ihr doch zum Herzbrechen gewesen, und sie legte sich wieder ins Bett und weinte und flüsterte vor sich hin, was ihr der Geist eingab. Sie nannte sie alle mit Namen und sagte einen kleinen Gebetswunsch dazu. Darüber wurde sie dann ruhiger. Und als sie endlich aufstand, so um elf Uhr, und aus ihrem kleinen Häuschen hinaustrat auf die Strasse — siehe, da war es ganz still im Dorf. Im Schnee erblickte sie die Spuren der Wagen und der Zugtiere und der Menschen, den Abdruck von Rädern und Hufen, von grossen und kleinen Schuhen, es hatte aufgehört zu schneien, und weit hinaus bis vors Dorf erstreckte sich die dunkle, unruhige Spur des Wagenzuges. Auch ihre Nachbarin war fortgezogen, sie hatte sie noch gebeten, mit aufzupassen auf die Wohnung und auf die Hühner. Vielleicht kommen wir ja wieder, hatte sie gesagt. Die Angst stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, als sie Anna zum Abschied umarmte. Aber auch die Zurückgebliebene bekam den sonderbaren Anhauch der Angst zu spüren, als sie dann allein auf der Strasse stand und nach links hinunter sah, in die Richtung, die die Wanderer genommen hatten. Ihr Haus lag ziemlich am Ende des Dorfes, nicht weit davon begannen die Aecker, sie dehnten sich jetzt wie ein unendliches weites Tuch. In diese Weisse und Weite hinein waren sie alle gegangen — und waren verschwunden darin. Und sie hörte den Wind singend herankommen und singend davonstreichen und merkte, wie er an ihren Kleidern riss. Drüben standen auch Häuser. Die Türen waren offen, und es lag allerlei Zeug davor. Stroh und Kleidungsstücke und Kisten und zerbrochenes Glas, wie bei einem Umzug war das. Kam denn niemand, es wegzuräumen? Es wohnten doch ordentliche Leute dort. Aber es kam niemand. Und plötzlich wurde die Sonne sichtbar, es fing an zu blinken und zu blitzen, und es spiegelte sich in den Fenstern der Häuser drüben — und da kam es ihr zum Bewusstsein, dass hinter diesen Fenstern niemand mehr war, dass das leere ausgelaufene Augen waren, die zu ihr herübersahen, wenn sie auch ganz fröhlich glitzerten.

Ich bin allein, dachte sie. Und so war es denn. Vater und Mutter, mit denen sie zusammengelebt hatte, waren gestorben: die Mutter noch vor dem Kriege und dann im zweiten Kriegsjahr auch der Vater. Und er aus Kummer über den Tod ihres Bruders, des einzigen Sohnes. Von da an war sie allein. Sie hatte sich eingerichtet, sie hatte zwei Stuben abgegeben und eine für sich behalten und war an die Arbeit gegangen. Bis dahin hatte sie den Vater versorgt, jetzt musste sie sich anderweitig umtun. Es fiel ihr nicht schwer, die Leute hatten Vertrauen zu ihr, mit Kindern wurde sie gut fertig, mit Kranken erst recht. Sie war ein nützliches Wesen, auch wenn sie sich nur so schlecht fortbewegen konnte und zur Kirche die doppelte Zeit brauchte wie ihre frische Nachbarin. So hatte sie das Alleinsein immer weniger gemerkt. Jetzt aber merkt sie es wie nie zuvor. Und wenn sie vorhin an jeden Wanderer mit einem kurzen Gebet gedacht hat, so hat sich damit der Vorrat vielleicht erst einmal erschöpft, und sie steht nun auch innerlich ganz leer und allein da. Es ist das eine neue Erfahrung für sie. So wie es für die anderen, die jetzt unterwegs sind, ins Blaue hinein und ins Weisse, auch eine neue Erfahrung ist, dass sie ihr Dorf hinter sich gelassen haben, dass sie es fertig bekommen haben, sich davon zu lösen. Hat es nicht doch etwas von Verrat, von Treuebruch an sich? Und viele von ihnen werden ja wohl die Erinnerung nicht los, wie sie zum letztenmal in den Stall gegangen sind, an den Kühen vorbei, die sich nach ihnen umsahen, mit ihren grossen dunklen feuchten Augen, als ob sie Bescheid wüssten, und sie strichen ihnen noch einmal über die Kruppe oder über das

schwere knochige Haupt. Es ist alles noch ganz frisch. Und es wird ihnen unterwegs so gehen, wie den gefangenen Vögeln, die anfangen zu schwirren und zu flattern, wenn die Zeit da ist, dass draussen der Vogelzug beginnt — sie fühlen es mit, aber sie können nicht mit. So wird es auch in ihnen aufwallen mit plötzlichem Sehnen und Suchen, wenn die Stunde der Fütterung da ist, und sie werden die Tiere nicht bloss vor sich sehen, sie werden sie auch hören, während sie in Wirklichkeit mit jedem Schritt sich weiter von ihnen entfernen. Solche Erfahrungen werden jetzt gemacht. Zum erstenmal, zum allererstenmal, solange sie hier wohnen, und solange sie zurückdenken können. Weder ihre Väter noch ihre Grossväter und Urgrossväter haben diese Erfahrung gemacht. Und so denkt denn auch Anna in ihrer Beklommenheit zurück an die Zeit, die schöne, aber ganz vergangene und versunkene Zeit, da sie noch alle unter einem Dache wohnten, als eine Familie, und gingen zusammen zur Kirche, Vater und Mutter und der Bruder und sie, und der Vater hatte seine Tischlerarbeit, und der Bruder half ihm dabei, keiner von ihnen war allein. So etwas dauert wohl nicht lange in der Welt. Aber sie wünschte, als sie auf der Strasse vor ihrem Hause stand, dass, wenn sie zurückkehrte in ihr Haus, jemand da wäre, der sie anredete wie früher: Nu, Anna, da bist du ja, oder: Komm doch mal rasch, Anna, und hilf mir bei der Wäsche. Aber im Hause war es genau so still wie draussen. Niemand sprach mit ihr. Sie murkste ein wenig in ihrem Zimmer umher und ging dann hinüber in die Wohnung der Nachbarin, dort sah es nicht gut aus, die Schränke waren aufgerissen und die Schubladen, auf dem Herde standen die Töpfe, auf dem Tisch das Geschirr umher. Sie hatte gekocht und gebacken, als gälte es für ein Fest zu rüsten. Sie hatten ja plötzlich alle Ueberfluss an allem und schwankten zwischen dem Wunsche, so viel als möglich mitnehmen zu können oder so viel als möglich noch zu verzehren. Und so wurden sie denn auch mit einem Male freigebig wie nie zuvor. Sie gaben den Leuten, die bei ihnen einquartiert wurden, sie gaben den Soldaten, die durchs Dorf kamen, sie schickten dem Pastor ins Haus und dem Kantor. Nehmen Sie nur, wir haben ja genug. Es wurde geschlachtet und gebakken, aufgeregt und verschwenderisch, und trotzdem konnten sie es nicht alles aufbrauchen — und wollten es ja auch nicht. Denn noch immer hielten sie fest an dem Gedanken, dem eigensinnigen Gedanken, dass sie wiederkommen würden. Dann wollten sie doch noch etwas vorfinden, im Stall und im Haus. Und nicht wahr, sagten sie zu denen, die zurückblieben: Ihr passt mal mit auf? Die versprachen es auch. Aber wie sollten sie es bewältigen?

Anna ging im Zimmer der Nachbarin umher, in ihrer Küche, sie ergriff dieses und jenes und brachte es an seinen Platz. Und mit einem Male war sie in Bewegung und arbeitete ganz wie sonst, ohne daran zu denken, für wen, nur dass wieder Ordnung einkehrte in der verlotterten Wohnung. Darüber verging eine ganze Zeit. Dann plötzlich fing es draussen an zu rattern, und die Fensterscheiben zitterten und klirrten, etwas Dunkles und Grosses brauste vorbei, da erschrak sie, und wieder war das Gefühl, das bodenlose Gefühl da: Ich bin allein. Sie wusste nicht, wodurch das Geräusch verursacht wurde, sicher hatte es mit dem Krieg zu tun. Der Geschützdonner am frühen Morgen hatte sie nicht weiter aufgeregt, es war gerade um die Stunde des Aufbruchs, und das ferne Rollen ging unter in dem Lärm, der das Dorf erfüllte ... Der Morgen hatte schon die ersten Schritte getan, es schneite, der Schnee fiel auf die Wagen, die auf der Strasse standen, und deckte sie zu, er fiel auch auf die Säcke und Packen, die sie aus den Häusern in die Wagen trugen, er fiel auf die Menschen und bestäubte ihre Haare und Tücher und Mützen. Sie klopften ihn ab, sie schirrten die Tiere an, sie gingen hin und her zwischen den Wagen und den Häusern, sie achteten auf nichts sonst, bis sie fertig waren und jemand rief: Achtung! und andere riefen ihm nach: Achtung! und es kam Bewegung in die Wagenreihe, und plötzlich war das ganze Leben des Dorfes in diese Wagenreihe eingegangen, und man wusste nicht, welches nun eigentlich das Dorf wäre: ob die Häuser, die fest standen auf ihrem alten Platz, oder die Wagen mit ihren Rädern, die sich langsam zu drehen begannen. Entschieden war es aber: Denn die Menschen waren aus den Häusern in die Wagen hinübergegangen und mit ihnen ihre Habe. Es war nun mit dieser ersten Drehung der Räder und dem ersten Aufheben der Hufe ein wanderndes Dorf geworden. Aber just in diesem Augenblick einer so sonderbaren und unbegreiflichen Verwandlung kam atemlos und ängstlich die kleine Stimme auf sie zu, als gälte es, Versäumtes nachzuholen. Oder etwas, das auf Nimmerwiedersehen sich zu entfernen drohte, noch einmal einzuholen, ein letztesmal — so tönte die Bethausglocke. Alle hörten es. Und so schwach die Stimme war, besass sie doch die Kraft, die erstaunliche Kraft, den ganzen langen Wagenzug, der eben mit schrecklichem Knarren sich in Bewegung gesetzt hatte, noch einmal aufzuhalten. Es ging wie ein Ruck durch die Menschen, die Männer, die Frauen, die Kinder, und auch die Tiere, die Pferde und die Ochsen schienen es zu spüren und stockten in ihrem Gang. Und jemand sagte leise zu seinem Nachbarn: Hörst du? Und sie sahen alle zurück und sahen hinüber, dorthin, von wo die Stimme herkam. In dem Bethaus aber, in dem dämmrigen Raum unter der Orgelempore, dort stand der alte Mann, der so lange, viele, viele Jahre lang das Amt des Glöckners versehen hatte, und schwang das Glockenseil hin und her und läutete, zum letzten Male läutete er. Und die Glocke folgte gehorsam dem Schwung der alten Arme und Hände und ging auf und nieder da oben in ihrem offenen Gehäuse, und die in der Nähe standen, die sahen es denn auch und blickten darauf, so als hätten sie es noch nie gesehen. Und erst, als es ausgeläutet hatte und der alte Küster aus der Kirche

wieder hervorgekommen war und sich zu den Wartenden gesellt hatte, löste sich die Erstarrung, die sie alle ergriffen hatte, und ohne dass irgend jemand das Kommando gegeben hätte, traten sie endgültig die Wanderschaft an, in das Weisse, in die Weite.

NEUE UNGARISCHE FLÜCHTLINGE AUS ÖSTERREICH

In den Lagern hauptsächlich Oesterreichs, doch auch in geringerem Masse Italiens leben immer noch über 13 000 ungarische Flüchtlinge, die auf Weiterwanderung warten und von diesem zermürbenden Warten oft mutlos geworden sind. Kurzfristiges Lagerleben wird in der Regel gut vertragen. Wenn es sich aber jahrelang hinschleppt, verdorren dem Flüchtling immer mehr die Wurzeln, das Gefühl der Heimatlosigkeit steigert sich von Woche zu Woche, der zum fruchtlosen Warten verurteilte Mensch empfindet den Verlust der Heimat immer drückender, die Spannungen und Schwierigkeiten wachsen zu schweren Krisen. Der Hochkommissär der UNO für Flüchtlinge, Minister Lindt, hat deshalb an die Regierungen der westlichen Welt einen dringenden Appell erlassen, weitere Flüchtlinge zu übernehmen und ihnen jene Lebensbedingungen zu gewähren, die ihnen ein nicht allzu schweres Einleben ermöglichen würden.

Auf diesen Appell beschloss der Bundesrat am 15. Juli dieses Jahres die Uebernahme von weiteren 150 ungarischen Flüchtlingen aus österreichischen Flüchtlingslagern. Eine Delegation, die sich aus den Chefs der kantonalen Fremdenpolizei von Bern, Luzern und Zürich zusammensetzte, wählte sorgfältig die für die Schweiz bestimmten Flüchtlinge — Familien und Einzelpersonen —; es handelt sich um verschiedene Spezialisten der Metallbranche, um Handwerker, Elektriker, Bauarbeiter, einige Ingenieure, Schneiderinnen, Näherinnen, Weberinnen, Gehilfinnen für den Haushalt oder das Gastgewerbe und andere mehr.

Am 4. September sind nun die von der Schweizer Delegation gewählten Flüchtlinge mit einem Transport des Schweizerischen Roten Kreuzes in Buchs eingetroffen. Da diese Flüchtlinge bereits bei ihrer Auswahl in Oesterreich ärztlich untersucht worden waren, erübrigten sich die grenzsanitarischen Massnahmen, und die Flüchtlinge konnten sofort an ihren vorläufigen Bestimmungsort weiterreisen.

Vorerst wurden sie durch das Schweizerische Rote Kreuz in sechs Heimen und Pensionen der Kantone Aargau, Appenzell AR, Baselland, Bern und St. Gallen untergebracht. Während ihres Aufenthalts erfolgt nun die Vermittlung von Wohnungen und Arbeitsplätzen in den neun Kantonen — Aargau, Baselland, Bern, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Thurgau und Zürich —, die sich zur Aufnahme neuer Flüchtlinge bereit erklärten, durch die kantonalen Behörden in Verbindung mit den zuständigen Arbeitsämtern. Nach dem Austritt aus den Heimen werden die Flüchtlinge von den schweizerischen Flüchtlingshilfswerken betreut.

Die eidgenössischen und kantonalen Behörden hoffen dabei auf eine neue tatkräftige Unterstützung durch die Bevölkerung und die Wirtschaft.

Das ist in unserem Lande nicht mehr so selbstverständlich, wie es noch vor zwei Jahren war. Die Eingliederung ungarischer Flüchtlinge stösst immer wieder auf grosse Schwierigkeiten. Vereinzelte unerfreuliche Vorkommnisse haben die Hilfsbereitschaft gelähmt. Diese Vorkommnisse haben leider den Eindruck erweckt, als ob die Zahl der unerfreulichen Elemente unter den ungarischen Flüchtlingen sehr gross sei. Verschiedene kantonale Polizeidirektionen oder kantonale Zweige der Zentralstelle für Flüchtlingshilfe haben genaue Untersuchungen durchgeführt und festgestellt, dass die Zahl der Schwierigen und Unerwünschten zum Beispiel in Bern 4 %, im Aargau 6,3 % beträgt, also verhältnismässig gering ist. Es darf deshalb ruhig behauptet werden, dass die meisten ungarischen Flüchtlinge korrekt und anständig sind und unter dem schlechten Verhalten der wenigen, von denen man aber am meisten hört und spürt, leiden müssen.

Dieser Prozess der begeisterten Aufnahme der Flüchtlinge und des Umschlagens der Begeisterung in eine Phase der Enttäuschung und der inneren Distanzierung scheint sich in allen Aufnahmeländern von Flüchtlingen in ähnlicher Weise abgespielt zu haben, wie Dr. Hans Hoff, Professor für Neurologie und Psychiatrie an der Universität Wien, in einem an der 11. Jahresversammlung des Weltbundes für Psychische Hygiene vom 24. bis 29. August dieses Jahres gehaltenen Vortrag über «Heim und Identität» feststellte. Er sagte unter anderem: